Der Sohn Johannes [Fortsetzung]

Autor(en): **Känel, Rösy von**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 36

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647987

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

25. Fortsetzung

Heinz gab es ihm ohne weiteres.

Niemals aber dachte Johannes an Betrug oder Lüge, er glaubte einfach alles, was er dachte. Es war ‚eine Stimme' in ihm, die ihm zu gewissen Zeiten befahl, was er zu tun hatte. Als er zu seinem Stubenkameraden einmal eine Andeutung darüber machte, fand Heinz das ganz in Ordnung: «Jeder Dichter hört Stimmen, doch ich möchte endlich wieder einmal etwas Positives von dir zu sehen bekommen, um auch bei dir an diese Stimme glauben zu können. Seit deiner ersten und letzten schriftstellerischen Arbeit hast du jedoch nur gesponnen.»

«Geduld, Geduld, es kommt.» Johannes lächelte geheimnisvoll.

Wo immer er nun hinging, sei es in eine Konditorei oder ins Wirtshaus oder in ein Geschäft, gab er feierlich seine Visitenkarte ab. Man kannte sich im Dorf mit dem Uebermut, den Uebertriebenheiten und Sonderheiten der Schüler aus und wunderte sich über nichts. So ging man auch auf den ‚Scherz', wie man das Vorgehen von Johannes nannte, gutmütig ein und nahm seine Visitenkarte mit Dank entgegen. Es gab Laden- und Lokalbesitzer, die bereits ein ganzes Beiglein dieser Karten beieinander hatten und sie schliesslich als Notizblätter zur nützlichen Verwendung brachten.

Als Johannes wieder einmal von so einem Visitenkarten-Spaziergang ins Institut zurückkehrte, liefen ihm zwei Engländer aus den untern Schulklassen über den Weg. Er rief sie an und erkundigte sich in grösstem Ernst nach der Zufriedenheit und nach dem Befinden von seines Vaters Gästen.

Die beiden Schlingel waren froh über die ulkige Abwechslung: «Shocking», sagten sie, ebenfalls in vollem Ernst, «das Essen very bad — sehr schlecht. Die Bedienung des Personals — very bad!» Wenn das so weiter ginge, würden sie sich ein anderes Hotel suchen...

Johannes war zerknirscht und versprach, noch heute für Ordnung sorgen zu wollen. Die beiden Schüler schüttelten sich vor Lachen und fanden ihn funny.

Nach dem Nachtessen verlas der Tageschef wie gewohnt den täglichen Rapport. Kleine Sünden wurden gerügt, die Leistungen einer kurzen Kritik unterzogen, kleine Belobigungen und auch Verwarnungen erteilt, kurz, ein allgemeiner Tagesüberblick gemacht:

Ob einer der Schüler etwas dazu zu äussern hätte?

Für gewöhnlich war dies nicht der Fall. An diesem Abend aber meldete sich Johannes:

«Ich habe scharfen Protest einzulegen gegen ungebührliches Benehmen unseres Personals. Zwei der Gäste haben sich beschwert. Ich beantrage genaue Untersuchung und disziplinarische Bestrafung der Schuldigen!»

Für Sekunden hielten alle im Esssaal den Atem an, dann aber brach unter den Schülern ein Sturm von Fröhlichkeit und Lachen los. Sie waren alle der Meinung, der ‚Dichter Johannes' hätte sich einen neuen Witz geleistet.

Direktor Lang schwenkte seine Tischglocke und befahl Ruhe.

«Das geht zu weit, Johannes», donnerte er über die Tische hinweg, «das geht wirklich zu weit! Verlass sofort diesen Saal und bleibe auf deinem Zimmer. Morgen sprechen wir miteinander.»

Die Schüler gaben sich die grösste Mühe, eine neue Lachsalve zu unterdrücken, als Johannes Grimmassen schneidend und mit komischen Bewegungen dem Befehl nachkam und verschwand.

Nach dem Essen hatte es Heinz Köhler eilig, auf seine Bude zu kommen. Ein Stück Brot und seinen Nachtisch-Apfel trug er in der Tasche. Johannes war sicher hungrig.

Er fand die Bude leer. Hut und Mantel von Johannes fehlten, das Fenster in den Garten hinaus stand offen — also musste er ausgerückt sein. Jetzt galt es nur, zu verhindern, dass die Sache auskam. Heinz heftete einen Zettel aussen an die Zimmertüre mit der Aufschrift: «Nicht stören, wir wollen schlafen!» Nun war er sicher. Die Schüler respektierten gegenseitig solche ‚Massnahmen zum persönlichen Selbstschutz'.

Heinz begann zu arbeiten. Es wurde zehn Uhr, elf Uhr und Johannes war noch immer nicht zurük. Er löschte das Licht und wartete am offenen Fenster, denn Johannes musste ja wieder denselben Weg ins Zimmer nehmen, wenn er nicht vom Nachtwächter erwischt werden wollte.

Endlich gegen halb zwölf hörte Heinz langsame, tastende Schritte näherkommen. Unter dem Fenster hielten sie an. Er schaute hinunter — das Fenster lag etwa zwei Meter über dem Fussboden — und sah in ein weisses Gesicht...

«So komm doch», flüsterte er.

«Hilf mir, ich — ich kann nicht allein...»

Heinz zog und schob und zerrte, bis Johannes endlich schwitzend und schnaufend im Zimmer stand.

«Allmächtiger Strohsack, wie siehst du denn aus?»

Johannes' Gesicht war grünlichweiss, seine Haare feucht und wirr. Als er mit blauen, zitternden Händen den Mantel auszog, sah man seinen Kittel voller Flecken.

«Pfui Teufel, du bist ja besoffen!»

Johannes hockte sich an den Tisch, drückte den Kopf auf die Platte und begann zu weinen... «Besoffen sagst du, das ist schlecht von dir! Ich bin nüchtern wie ein kleines Kind.»

«Und stinkst wie eine Schnapsflasche.»

«Ach die paar Schnäpse!»

«Flenn nicht wie ein altes Weib, sag lieber, wo du dich herumgetrieben hast. Einfach scheusslich siehst du aus!»

Johannes weinte hemmungslos weiter.

«Meinetwegen, so heule eben das ganze Haus zusammen. Ich gehe schlafen.»

«So hör doch, Heinz, — die Frau —»

«Was für eine Frau?»

«In der Konditorei Perrot — sie hat mich — sie nahm mich...»

Heinz kannte Frau Perrot. Sie war Witwe, eine flotte Vierzigerin, lebensfrohe und sehr geschäftstüchtig. Punkto Moral unantastbar. Zu den Schülern des Institutes war sie wie eine Freundin und Mutter. Er rüttelte Johannes an den Schultern:

«Was ist mit Frau Perrot, sprich!»

Johannes verwischte sich das verweinte Gesicht. Seine Augen flackerten, er, seine blauen Hände zuckten wie zwei Frösche unter galvanischem Strom. Er begann zu flüstern und schaute ängstlich nach der Tür...

«Du, — erst hat sie mir Schnäpse eingeschenkt, einen um den andern, dann wurde sie zutraulich und bat mich, mit ihr auf ihr Zimmer zu kommen.»

«Du lügst!»

«Ich lüge nie. Sie wollte es so haben, ich glaube, sie schleppte mich sogar hinauf. Und dann — ach mir wird sterbensübel, wenn ich nur daran denke — meine Beine, meine ganzen Eingeweide tun mir weh.»

«Schweig, wenn du nicht den Wasserkrug über den Kopf riskieren willst! Widrig ist das, widrig! Ich glaube dir kein Wort.»

Johannes begann wieder zu heulen. Dann zog er sich langsam aus, liess seine Kleider liegen, wo sie gerade hinfielen, und kroch ins Bett.

Am andern Morgen war ihm immer noch schlecht. Aber er stand gleichwohl sofort nach dem Weckzeichen auf, wusch sich und suchte seine Arbeitshefte zusammen. Vom gestrigen Geschehen sprach er kein Wort. Und das imponierte nun Heinz wieder, so dass auch er nicht darauf zurückkam.

Gleich nach dem Frühstück wurde Johannes zu Direktor Lang befohlen. Der schaute seinen Zögling prüfend von oben bis unten an, und da dieser wirklich ein erbarmungswürdiges Gesicht machte, tat er ihm leid.

«Die Sache ist dir scheint's nahe gegangen», sagte er, «recht so. Nur bei aller Lebenslust nicht über die Schnur hauen. Ein rechter Witz am rechten Platz — ich habe nichts dagegen, aber gestern abend ging dein Uebermut zu weit.»

Johannes machte ein immer kläglicheres Gesicht, denn er konnte sich bei aller Anstrengung nicht darauf besinnen, was Direktor Lang eigentlich von ihm wollte.

«Also lassen wir das», sagte der Direktor. «Uebrigens ist ein Stellungs-

Auf den Spuren des Krieges

Ungezählt noch sind die Kinder die verwaist, ohne Heim und Aufsicht umherirren. Ein armliches Bündel auf dem Rücken ziehen sie einzeln oder in Banden durch die Trümmerstädte. Dieses Leben und der nackte Erhaltungsinstinkt treibt viele auf die Verbrecherbahn. Auf der unsteten Wanderung trifft man vielleicht auf ein Flüchtlingslager, wo man Unterkunft und Verpflegung findet. Aber nachher?

Das Ungeheuer Krieg hat während sechs Jahren mit seiner ganzen Grausamkeit gehaust. Nun das Gute hat, wie meistens im Leben, den Endsieg davongetragen. Doch überall, wo der Krieg durchgezogen ist, hat er seine furchtbaren Spuren hinterlassen — Wunden, die es heute zu heilen gilt.

In Paris sitzen die Vertreter der siegreichen Mächte um den Verhandlungstisch. Ihren Bestrebungen, der blutenden Welt einen dauerhaften Frieden zu geben, mögen noch so ehrlich, die theoretischen Friedenspläne noch so sorgfältig ausgearbeitet sein, sie werden ihr Ziel nicht eher erreichen, als bis die Spuren des Krieges verwischt, die schmerzenden Wunden geheilt sind. Diese Aufgabe ist in erster Linie uns übertragen, die wir unversehrt geblieben sind und noch über heilende Kräfte verfügen.

Das Rote Kreuz ist die helfende Hand der Schweiz.

Seine Hilfe muss weitergehen.

Spendet für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz!

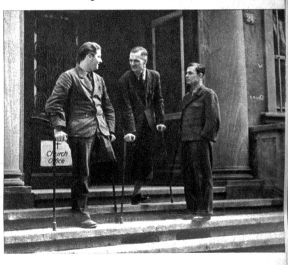
Einst waren es stolze Millionenstädte, in denen das Leben auf Hochtouren pulsierte. Heute kann man die alte Welt vom Süden nach Norden, vom Osten nach Westen durchziehen, man trifft kaum mehr auf eine Stadt, die nicht die schrecklichen Spuren des Krieges aufweisen würde. Was in Jahrzehnten und Jahrhunderten vom glücklich schöpferischen Geist des Menschen erbaut wurde, ist in kürzester Zeit in endlose Ruinenhaufen verwandelt worden.

Unteres Bild:

Wo nur irgendwo etwas an Lebensmitteln, Kleidern oder Medikamenten aufzutreiben ist, sammelt sie das Rote Kreuz und schafft sie in die bedrängtesten Notgebiete. Die Delegierten des Genfer Komitees wachen streng darüber, dass die Gaben wirklich ihrer Bestimmung zugeführt werden.

Unten:

Als lebensfrohe, kerngesunde Männer sind Millionen vor sechs Jahren ausgezogen. Als gebrochene, verkrüppelte Elendsgestalten sind Tausende heimgekehrt. Wie nach dem ersten Weltkrieg nimmt sich auch heute das Rote Kreuz ganz speziell der Kriegsverstümmelten an und studiert die Fabrikation und Verteilung von Prothesen.



befehl für dich gekommen. Du hast dich am 20. dieses Monats in B. zur Rekrutenaushebung einzufinden. Hier.» Er überreichte ihm den schriftlichen Befehl. «Du kannst gehen.»

Ein paar Kameraden empfingen ihn draussen: «War's schlimm?»

«Was soll denn schlimm gewesen sein?» Johannes lachte schon wieder. Zu Heinz aber sagte er leise: «Du, was hatte ich eigentlich auszufressen? Ich weiss beim besten Willen nichts.»

Heinz zog ihn fort: «Glaub's schon, wenn man gestern Nacht besoffen war wie du.»

«Ich? Johannes lachte laut auf. «Jetzt mach aber einen Punkt!»

Darauf liess ihn Heinz stehen. Am selben Nachmittag aber ging er ins Dorf hinunter in die Konditorei Perrot. Er wollte der Sache mit Johannes auf den Grund kommen.

Frau Perrot stellte ihm — sauber und fröhlich wie immer — den Tee auf den Tisch.

«Darf ich Sie etwas fragen», sagte sie gleich, «Sie sind nun schon drei Jahre hier, und ich habe Vertrauen zu Ihnen.»

«Bitte, Frau Perrot, ich bin eigentlich nur hieher gekommen, um Sie etwas zu fragen.»

«Von dem Dichter Johannes mit den Visitenkarten?»

«Ja — aber ich möchte Sie zuerst hören.»

Madame Perrot setzte sich zu ihm an den kleinen Tisch. «Eh bien, die Sache ist mir so peinlich. Er kam gestern Abend, gab wie gewohnt seine Karte ab und verlangte alle möglichen Schnäpse zu trinken. Nach dem dritten wollte ich ihm nichts mehr geben. Da begann er zu weinen. Es hatte noch Gäste hier und damit er stille war, brachte ich ihm noch zweimal das Gewünschte. Von 10 Uhr ab waren wir dann allein. Er wollte zärtlich werden, nannte mich Solveig und erklärte mir seine Liebe. Er hatte richtig das trunkene Elend. Er erzählte von seinem Vater, der ein Prophet sei und der ihm den Befehl gegeben habe, eine neue Bibel zu schreiben. Dann verlangte er plötzlich, dass ich ihn auf mein Zimmer nehme. Meine Mutter und ich mussten ordentlich zupacken, um ihn auf die Beine zu bringen und auf die Strasse zu stellen. Er ist dann auch richtig noch gestrauchelt und hingefallen. Wir sprangen nochmals zu, ihm aufzuhelfen. Hoffentlich ist er nachher gut in die ‚Lumière' gekommen.

Mon Dieu, Monsieur Köhler, man weiss ja, dass die jungen Herren vom Institut font quelque fois des choses extraordinaires, aber Monsieur Keller ging wirklich zu weit. Ich möchte nicht, dass sich so etwas in meinem Geschäft wiederholt.»

Heinz hatte sich beim Anhören von Frau Perrots Klage für den Kameraden geschämt. Der Fall lag nun klar: Johannes hatte in seinem Schnapsrausch eine Halluzination gehabt, die ihm erotische Bilder und Erlebnisse vorgetäuscht . . .

Heinz sass plötzlich ganz steif und gerade in seinem Stuhl, der helle Schrecken stieg in seinen Augen auf . . . Er hatte doch auch schon einen Rausch gehabt — jeder im Institut mindestens schon einmal — aber Halluzinationen und derartige Entgleisungen waren denn doch noch nie vorgekommen. Sollte vielleicht bei Johannes . . .?

Er schoss hoch und legte ein Geldstück auf den Tisch: «Ich muss gehen.»

Frau Perrot erschrak: «O, nun sind Sie mir sicher böse, Monsieur Köhler?»

«Ganz im Gegenteil. Ich möchte Sie im Namen meines Kameraden um Entschuldigung bitten. Uebrigens — hat er gestern seine Sache bezahlt?»

«Mais non, aber das macht nichts, ich werde es ihm gelegentlich sagen.»

«Bitte, wieviel macht es?»

«Fünf Franken, Monsieur, wenn Sie partout wollen.»

Heinz bezahlte: «Auf Wiedersehen, Madame Perrot.»

Er stürmte hinaus und lief, ohne nach rechts oder links zu schauen, zurück ins Institut. Er musste Johannes sehen und sprechen . . .

Johannes kam eben vom Latein-Unterricht. Als er Heinz sah, schwenkte er fröhlich sein Heft:

«Was sagst du dazu, — eine Fünf, die erste Fünf seit ich hier bin!»

«Du, komm mal mit.»

Sie gingen zusammen auf ihre Bude.

«Was ist denn los?», wollte Johannes wissen, «gibt's Krieg? Sie sprechen alle davon.»

«Sie sollen von was anderem reden. Dir wollte ich nur sagen, dass ich soeben in der Konditorei Perrot fünf Franken für die fünf Schnäpse bezahlt habe, die du gestern abend getrunken hast.» Er schaute ihm dabei scharf ins Gesicht.

Johannes fuhr auf: «Mach keine faulen Witze, ich habe gestern weder fünf Schnäpse getrunken noch bin ich in der Konditorei Perrot gewesen.»

«So, aber vielleicht erinnerst du dich, dass dir heute morgen miserabel zu Mute gewesen ist?»

«Miserabel ist es mir eigentlich auch noch jetzt, also muss das mit heute morgen stimmen.»

«Und das ‚heute morgen' hängt mit dem ‚gestern abend' zusammen, also stimmt die Sache mit den fünf Schnäpsen.»

Johannes schaute hilflos drein: «Es muss wohl so sein, aber — du — ich kann dir die fünf Franken im Augenblick nicht zurückgeben.»

«Deine Mutter ist wohl wieder mal auf Reisen?»

«Nun, was sagst du zu der Fünf im Latein? Wenn ich als ‚Stecklibub' von der Rekrutenaushebung zurückkomme, kannst du mich begraben, ich bin nicht für Kasernenhofblüten.»

Heinz tippte ihm auf die Stirn: «Hast wohl einen Flohzirkus da drin, deine Zerfahrenheit ist gerade phänomenal, kannst dich ausstellen lassen.»

Bei sich selber dachte er: «Ablenkungsmanöver — sonst nichts. Seine Halluzination im Rausch kann er natürlich nicht wissen, aber an den Rausch selber will er nicht mehr erinnert sein. Ist mir klar.»

In der darauffolgenden Woche wurde in der ‚Lumière' der Besuch der Landesausstellung beschlossen. Jubel und Freude herrschte auf diesen grossen Tag hin; nur Johannes tat, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge.

«Freust du dich denn gar nicht?», fragte ihn Heinz und verwunderte sich wieder einmal mehr über die Stumpfheit seines Stubenkameraden.

«Freuen?», meinte Johannes, «wozu? Ich freue mich, wenn ich hier heraus bin, wenn das neue Leben kommt.»

«Das ‚neue Leben' ist immer nur eine Fortsetzung des alten, vielleicht ein wenig besser, vielleicht ein wenig schlechter. Also — freust du dich oder freust du dich nicht?»

«Ich habe zu tun. Was geht mich die Sache an.»

«Du bist ja ein netter Schweizer! Von allen Seiten kommen sie herbei, um das Ereignis eurer nationalen Schau zu erleben, und du — hast zu tun.»

«Ach, lass mich doch mit deiner nationalen Schau, ich habe keinen Bratenrock, um die Herren würdig zu empfangen. Uebrigens liebe ich es, für mich allein zu sein und Volksansammlungen zu meiden.»

«Sagt dir denn die Aussicht, bei dieser Gelegenheit deine Mutter sehen zu können, nichts?»

(Fortsetzung folgt)